

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 28 (1960)
Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher - Menschen - Schicksale

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher - Menschen - Schicksale

Roger Peyrefitte: EXIL IN CAPRI

Mit einem Vorwort von Jean Cocteau. Uebersetzung von Urban Fürst. Stahlberg Verlag 1960.

Ein Buch schliesst immer eine Konfrontierung des Lesers mit dem Autor in sich. Ein neues Buch ist immer ein das Ende nie vorauszuahnendes Abenteuer, und, bei einem Schriftsteller wie Roger Peyrefitte, auch immer ein gewagtes Abenteuer. Ueber sein neuestes Buch «EXIL IN CAPRI» müsste man die etwas reisserische Formulierung setzen: «Abenteuer des männlichen Eros in den ersten drei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts.»

Nach den ersten hundert Seiten möchte man den Band eigentlich wieder beiseite legen: eine Anhäufung von illustren Namen, die in Homosexuellen-Skandalen auftauchten, viele Namen, die für die Aelteren unter uns wohl noch heitere, bittere oder schmerzliche Erinnerungen wachrufen, aber für die jüngeren Kameraden unter uns nur noch Schall und Rauch sind. Doch es gibt Episoden, die in der bestürzenden Häufung von Namen auch den unbeteiligten Leser aufhorchen lassen, wie die Wegweisung Oscar Wildes und seines Gefährten Lord Alfred Douglas aus dem Hotel Quisisana auf Capri. Man liest weiter.

Wer ist der Held dieses Buches? Ein Nachfahre des Geliebten der Marie-Antoinette, des «schönen» Fersen, der in Schweden zugleich einer der Günstlinge König Gustav III. war und von ihm «aus den Fängen dieser Königin» königlich zurückberufen wurde, allerdings nur mit teilweisem Erfolg. Jacques d'Adelward-Fersen's Schicksal berührt sich auf diesen 374 Seiten mit unzähligen gleichgearteten Lebenswegen von der Jahrhundertwende an bis vor dem zweiten Weltkrieg, als der Graf auf Capri sein Leben freiwillig beschliesst. Die Fälle dieser Begegnungen, unter die sich auch bekannte lesbische Frauenschicksale mischen, macht dieses Buch beinahe zu einem Nachschlagewerk der berühmtesten Homosexuellen-Skandale, die vor 40—60 Jahren die Presse aller europäischen Staaten mit seitenlangen Artikeln versorgten. Man kann es nicht leugnen: manche dieser Affären legten wirklich skandalöse Dinge bloss, manche aber — und das nimmt man mit Genugtuung zur Kenntnis — enthüllen menschliche Tragödien, vor denen man sich auch heute noch ehrend verbeugen muss; Freunde und Freundinnen, die ohne den geliebten Menschen nicht mehr leben wollten, aber auch Männer, welche die ihnen vorgeworfene Unmännlichkeit mit einer männlichen Tat widerlegten.

Sicher ist auch dieses Buch für die allgemeine Oeffentlichkeit keine Verteidigung eines sinnerfüllten homoerotischen Lebens. Die uns oft als Charakterlosigkeit entgegengehaltene Promiskuität feiert in diesem weitausholenden Bericht Triumphe. Es ist das Leben einer Welt, die bedenkenlos über Mittel verfügen kann, die ihr alles erlauben. Aber es wird doch auch in der Flucht des Gedemütigten aus seinem Vaterlande sichtbar, dass an dieser Haltlosigkeit gerade die Gesellschaft, die sich darüber empört, zu einem beträchtlichen Teil (nicht zum ganzen!) mitschuldig ist. Und in den mittleren Kapiteln des Werkes begegnet man in der Beglückung Jacques' durch Nino, den römischen Maurergesellen, einer jener Freundschaften zwischen Aelterem und Jüngerem, zwischen Geistigkeit und naiver Sinnlichkeit, zwischen Reich und Arm, wie sie sich sicher viel öfter verwirklichen könnten, wenn Gesellschaft und Gesetz mehr nach der Sinnhaftigkeit einer solchen Verbindung als nach der Beachtung der Paragraphen fragen würden.

Und noch etwas erkennt man aus diesen unzähligen Fällen, die bis in die höchsten Kreise reichen: die behördlichen und politischen Intrigen, die im Hintergrund spielen, reissen oft auch völlig Unbeteiligte mit in diese Stürze, heben kleine Nichtse auf wichtige Sessel, die sie nie einnehmen dürften. Es ist ein beklemmendes Wechselspiel, das nur für den distanzierten Beobachter manchmal diabolische Heiterkeit gewinnt, die Beteiligten aber bürgerliche Ehren und Lebensberuf kostet.

Jacques d'Adelward-Fersen bleibt wohl ein Kind seiner Zeit und dürfte auch als Typus eines Homoeroten heute kaum mehr gültig sein. Oder doch nur in der hoffentlich aussterbenden Schicht, die in einer unheilvollen Ichbezogenheit noch nicht weiß, auch als Homoerot noch nicht weiß, dass man nur als ein in der Gemeinschaft Wirkender und Schaffender sein Lebensrecht verfechten und auf eine Klärung der Gehirne hoffen kann. —

Dass Roger Peyrefitte einen fesselnden Stil schreibt, wissen wir aus seinen früheren Büchern. Und dass der Uebersetzer Urban Fürst die sarkastische und manchmal auch angriffige, aber in diesem Band nie verletzende Sprache des Franzosen so im Melos der deutschen Sprache zu treffen versteht, dass man ein Original zu lesen glaubt, stellt man mit grosser Anerkennung fest. Gewiss bleibt: «Exil in Capri» ist noch nicht das Buch, auf das die Homoeroten der alten und neuen Welt warten, noch nicht der Roman, der den Eros zwischen zwei Männern gültig gestaltet, der noch nicht Himmel und Hölle des Miteinandergehens fühlbar werden lässt. Aber es ist das Werk eines Schriftstellers, welches das Schicksal eines Menschen aus dem Anfang dieses Jahrhunderts widerspiegelt und neben ihm eine Gesellschaft uns nahe bringt, die Gleches miterlebt, oberflächlich und genussüchtig, manchmal auch nach einer Form und einem Sinn suchend, manchmal auch daran zerbrechend, und das sehr oft den Nachlebenden auch zeigt — was man ändern sollte, in seinem eigenen Leben und bei anderen. —

Das Buch wird viele Leser unter uns finden, trotz seiner Zwiespältigkeit; es enthält im Verlaufe der Handlung vor allem auch viele Hinweise auf eine Literatur, die, wenn sie auch nicht zur unsterblichen gehört, doch verdienen würde, dass man sie nochmals liest. —

Rolf.

Ein anderes Urteil über «EXIL IN CAPRI»

Ein infamer Klatschroman übelster Sorte. Denkbar gut geeignet «Aussenstehenden» wieder einmal ein völlig verzerrtes Bild homosexueller Existenz zu geben. Der «Held» dieses Buches, Graf d'Adelward-Fersen, beginnt seine Laufbahn mit Gymnasiastenliebschaften in Paris, die zu Orgien führen, deren Fortsetzung sich dann später in Capri ergibt. Dilettantischer «Dichter», rauschgiftsüchtig für Jahrzehnte seines Lebens, verschreibt er am Ende die *Nutzniessung* seines Hauses und einen kleineren Geldbetrag seinem einzigen Freunde, den er sich als 16jährigen Arbeiter in Rom aufgegabt und der ihm als einziger die Gefolgschaft in den üblen Wirren seiner Existenz gehalten hat. Sein Riesenvermögen aber vermachte dieser feine Graf d'Adelward seiner Familie, mit der er zeitlebens in Streit und Krach lebte. Ein wahrhaft «mustergültiger» Typ eines adligen Homosexuellen! Einer, der noch nicht einmal im Tode die Treue des einzigen Menschen ehrt, der zu ihm gehalten hat. Wie gesagt — ein Buch, nach dessen Lektüre die «Anderen» wieder einmal mit Genugtuung den Finger nach uns ausstrecken und sagen können: «Seht, so sind sie, die Schwulen.» Man fragt sich erneut: Warum muss ein solches Klatschprodukt eines allzu emsigen Hirns in deutscher Sprache und in Deutschland veröffentlicht werden, wo Homosexuelle heute noch gesetzlich bestraft werden, einfach weil sie so sind, wie sie sind. Jeder deutsche Richter, der dieses Machwerk von Peyrefitte liest, wird mit Genuss doppelt harte Urteile aussprechen.

Schöpferische Freundschaft Stefan George und Maximilian Kronberger.

(Vgl. Ernst Morwitz: «Kommentar zu dem Werk Stefan Georges», München und Düsseldorf: Helmut Küpper 1960. L., 483 S.)

Dem nüchternen Zug unseres Zeitaugenblicks entspricht die Abkehr von aller mythenwilligen Mystik. Handfest-Gegenständliches erwartet der Fragende, nicht «tiefelnde» Sinndeutung. Ein halbes Jahrhundert hindurch hat der «Heilige Zirkel» um Stefan George verständliche Wissbegier als unstatthafte Neugier gerügt, mochte diese sich auf Schwer- oder gar Unzugängliches in dem grossartigen Werk beziehen oder auf jene bedeutsame Begegnung, die wie kein anderes Erlebnis diesen Dichter mit unvergleichbarer Formkraft beschenkt hat: die Begegnung mit dem Jüngling Maximin (Maximilian Kronberger). Ernst Morwitz, Verfasser jener frühen und klarsten Einführung in «Die Dichtung Stefan Georges» (von 1934), räumt in seinem neuen Buche mit dem Mystizismus des ins Sektiererische abgeglittenen «Kreises» gründlichst auf, indem er die nackten Daten dieser Freundschaft gibt und sich alles pseudo-theologischen Geschwafels darüber enthält. Zwar waren durch Indiskretionen abgefallener «Kreis-Jünger» (Ludwig Klages) und die Veröffentlichung von Maximins Tagebuch die realen Umstände des Vorkommnisses kein Geheimnis mehr, — dennoch vermieden spätere, auch in Richtung auf eines der Entmythisierung und Vermenschlichung der Dichtergestalt Georges hin geschriebene Bücher (Robert Boehringer: «Mein Bild von Stefan George», 1951. — Edgar Salin: «Um Stefan George», 2. Aufl. 1954) bestreitend oder bestätigend vom Durchaus-Profanen an der bürgerlichen Existenz des «vergöttlichten Maximin» Kenntnis zu nehmen.

Der Abstand der Jahre und das Aussterben der George-Adepten mögen es Morwitz erleichtert haben, das «Höchste Geheimnis» des «Kreises» unter die Uneingeweihten zu bringen. Die bestechend grandiose ästhetisierende Theologie Friedrich Gundolfs («George», von 1930) schrumpft bei Morwitz zu der Mitteilung zusammen, die der Dichter an die Nächststehenden gegeben habe, «dass es sich um eine höchst persönliche Lebenserfahrung handle, die nicht anders als im Kunstwerk gestaltet übermittelt werden könne...»

Nachdem nun erwiesen ist, dass Stefan George weder Gründer und Haupt einer Religionsgemeinschaft oder einer Philosophenschule, noch (irdischer) Herrscher, Staatsmann oder Politiker gewesen ist, sondern nichts als Künstler, Sprach-Künstler und Sprachschöpfer hohen Ranges, bemisst sich die Bedeutung dieser Begegnung (über den persönlichen Bezirk hinaus) nur an dem Mass der Steigerung, die Georges Dichtertum durch dieses Erlebnis widerfahren ist. Nicht so sehr die dichterische Verherrlichung Maximins als vielmehr das ganze nach 1904, dem Todesjahr des Freundes, geschaffene Werk, kündet in sieghaft-strahlenden Formungen die gewaltigen schöpferischen Impulse, die der Dichter durch Anrührung, die er erfuhr, empfangen hat, bis hinein in jene unnachahmlich-meisterlichen Eindeutschungen Dantes und Shakespeares. (Um sich ein Bild von dieser durch die Begegnung mit dem Jüngling Maximin bewirkte Entwicklung zu machen, vergleiche man die düstere Melancholie im «Jahr der Seele» und die herbe Strenge des «Vorspiels zum Teppich des Lebens» mit jenen Gesängen, Fügungen und Formungen im «Siebenten Ring», dem «Stern des Bundes» und «Neuen Reich»).

In den Jahren nach 1945 büsst das Werk den Missbrauch, den die Nationalsozialisten mit diesem getrieben haben, sowie das fanatische Lobgehudel seiner Jünger — durch das Schweigen, das um es wuchs. Das offen geschriebene, klare Buch von Ernst Morwitz wird dazu beitragen, das Unvergängliche der grossen Dichtung Georges uns und den Kommenden zu retten. *Larion Gyburc-Hall.*